

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 2 (1912)

Heft: 3

Artikel: Das Judentum und seine Beziehungen zur Kultur

Autor: Weigl, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-403810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Judentum und seine Beziehungen zur Kultur.

Seit Jahrtausenden ragt an den Grenzen uralter Kulturländer zu des Himmels Wolken das granitne Gebirgsmassiv des Sinai. Wir alle kennen den Namen aus frühester Kindheit Tagen und erinnern uns, mit welch ehrfürchtigem Staunen wir ihn einst vernahmen, als wir vom Mund der lieben Mutter die Zehn Gebote Gottes lernten, jene Vorschriften, welche unser Leben ordnend den Weg zum Gottesreich angeben. Vom Sinai ging das Gesetz des Ewigen aus. Denn so lehrt uns der Mischnatraktat **פרק אבות** im ersten Vers des ersten Abschnitts: „Mose hat die Gotteslehre vom Sinai aus empfangen und dem Josua überliefert, und Josua den Alten, und die Alten den Propheten, und die Propheten haben sie den Männern der Grossen Synode überliefert“¹⁾.

Sorgfältig bereiteten sich Israels Stämme auf den Empfang der Gotteslehre vor. Mit heiliger Furcht erfüllt, wurden sie durch Auge und Ohr Zeugen der Offenbarung des Herrn, welche gemäss dem biblischen Bericht von gewaltigen Naturerscheinungen geleitet war. Tief prägte sich in die Herzen der mächtige Eindruck des Erlebnisses am Sinai. Treu aber auch hütete Israel durch den Lauf der Jahrtausende weiter das Gesetz, indes alle anderen Völker in Vielgötterei und Sinnenkult religiöse Anregung suchten. Es gab für das Gottesvolk Zeiten des Irrens und Fehlens in menschlicher Schwäche; dann sandte der Ewige seinen Kindern Boten, die wir Propheten nennen, welche mit ernstem Mahnen vom falschen Weg zurückriefen und die Rückkehr zur Heiligung in der Gesetzeserfüllung wieder auslösten. Vergessen jedoch wurde das Gesetz gleichwohl nie-

¹⁾ סדר תפלה, Israelitische Gebetordnung. München 1907. I. Bd., S. 229.

mals ganz. War das Häuflein der Getreuen oft zwar klein und unansehnlich: das heilige Feuer erlosch darob nicht vollständig. Überwunden wurden die schwersten Leiden in allen Jahrhunderten gerade durch die Treue zum Ewigen und seiner heiligen Lehre. Es kamen die traurigen Tage, welche durch Nebukadnezars gewalttätige Eroberungspolitik die Zertrümmerung des jüdischen Staates und die Zerstörung des Tempels, der Zentrale des religiösen Lebens Israels, brachten. Damals klagte Jeremia auf Ruinen; in Babylons Gefilden sassen verbannt von der Heimat idyllischen Fluren die Edlen des Volkes und weinten bewegte Klage über den Untergang des Heiligtums. Doch hier wuchs unter schweren Nöten die Sehnsucht nach dem Ewigen und seiner Thora empor; es sprossete die Hoffnung auf Befreiung, und erstarkte in neuer Kraft das religiöse Bewusstsein. So ward der Boden vorbereitet, in den Esra die Saat senken konnte.

Die Perser unter Kyros hatten das neubabylonische Reich erobert. Artaxerxes gestattete Esra die Heimkehr nach Jerusalem. Dieser fand seine Landsleute, die manches Jahrzehnt führerlos gewesen, mit verschiedenen Misständen behaftet, aber bereits geläutert durch die Prüfung. Mit klugem Sinn und starker Hand ging er vor. Erneuerer des jüdischen Staatswesens und religiöser Führer zugleich, wurde Esra, wie der Talmud im Traktat Sanhedrin 21b belehrt, Israels zweiter Gründer, würdig, dem Befreier Mose an die Seite gestellt zu werden.

Er baute den zweiten Tempel und organisierte nach den alten Bestimmungen den Dienst im Heiligtum. Er ordnete das Familienleben und den Verkehr mit den fremdvölkischen Ansiedlern. Er entflammte die Begeisterung für die Thora. Durch ein Kollegium Sachverständiger liess er die heiligen Schriften sichten und veranstaltete öffentliche Vorlesungen der Texte. Hierüber lesen wir im Buch Nehemia beim achten Kapitel im Eingang: „In jenen Tagen versammelte sich alles Volk einmütig auf dem Platz vor dem Wassertor; sie batzen Esra den Gesetzeskundigen, er möge die Thora des Mose, die der Herr Israel gegeben, heranbringen. So brachte Esra der Priester die Thora vor die Versammlung der Männer und Frauen am ersten Tag des siebenten Monats. Das ganze Volk stand auf. Esra sprach zur Einleitung den Lobspruch an den Herrn, den Grossen und Ewigen; mit erhobnen Händen antworteten alle: „Also sei es!“ und neigten sich und beteten in demutgebückter Haltung Gott

an. Hierauf lasen die Leviten aus dem Buch der Thora, allen vernehmbar und verständlich. Nehemia aber und Esra, der Priester und Gesetzeskundige, sowie die Leviten als Erklärer, sprachen zum ganzen Volk: Heilig dem Herrn ist der Tag; seid nimmer traurig und weinet nicht! Gehet hin! Esset Fettes und trinket süßen Trank; auch denen spendet Anteil, die nichts zu bereiten hatten. Denn heilig ist dem Herrn der Tag; bekümmert euch nicht mehr; des Ewigen Wohlgefallen ist unsere Kraft“.

Die Männer der Grossen Synode sind jene hervorragenden Frommen und Weisen, welche Esra um sich zu einem Kollegium scharte, damit sie in seinen Bestrebungen mitarbeiteten. Schon Mose hatte aus der Mitte der Stämme eine Versammlung der Ältesten zur Vertretung des Volkes und Wahrnehmung wichtiger Angelegenheiten gewählt, welche in entscheidenden Augenblicken zusammengerufen wurden¹⁾). Ähnlich ist, entsprechend den späteren Verhältnissen und Bedürfnissen, die von Esra eingesetzte Grosse Synode. Durch sie entstand der Kanon der heiligen Schriften des Judentums. Er enthält die fünf Bücher Moses, d. i. die Thora im engeren Sinn, das geschriebene Gesetz, mit dem griechischen Terminus Pentateuch bezeichnet; dann die Bücher der Nebiim, d. i. Propheten; ferner die Chetubim, die man unter dem griechischen Wort Hagiographen kennt, weil, wie der Talmud im Traktat über das Osterfest (Pesachim 117 a) lehrt, ihre Verfasser vom heiligen Geist geleitet waren. Der ganze Kanon umfasst 39 Bücher. Nach den Anfangsbuchstaben der hebräischen Wörter für die drei Teile ist die Abbreviatur תנ"ך²⁾.

Ausser der schriftlichen Thora besitzt das Judentum als zweite heilige Urkunde die mündliche Thora. Sie ist das von Gott dem Mose mündlich offenbarte Gesetz und umfasst Vorschriften, welche in der schriftlichen Thora entweder gar nicht oder doch nur andeutungsweise enthalten sind. Darüber lesen wir am Schluss des Talmudtraktates Makkot: „613 Vorschriften erhielt Mose am Sinai, nämlich 365 Verbote und 248 Gebote“. Viele Jahrhunderte lang wurde die mündliche Thora allein mündlich fortvererbt. Aber mit welcher peinlichen Gewissen-

¹⁾ Man vergleiche dazu die Geronten in Hellas, die Senatores der Römer, die Dschemma der Beduinen.

²⁾ Weigl, Das Judentum. Berlin 1911. S. 116.

haftigkeit wachten eben die berufenen Gesetzeskundigen über die Reinerhaltung der mündlichen Lehre! Von Geschlecht zu Geschlecht wurde das hehre Erbe vom Sinai unverfälscht gehütet. Trotz Ungunst mancher Zeitläufte, Verwirrungen der politischen Lage, innerer Parteistreitigkeiten und Abfallsbewegungen blieb die Reihe der Überlieferer lückenlos, eine Konstante in der Erscheinungen Flucht. Als beispielsweise König Jannai die Weisen hinrichten liess, wanderte Josua ben Perachja nach Alexandrien aus und verbarg sich, heisst es im Traktat Sanhedrin 107 b. Simon der Gerechte war vom letzten Rest der Grossen Synode¹⁾). Er tat den Ausspruch: „Auf drei Dingen ruht die Welt, auf der Gotteslehre, dem Gottesdienst und der Ausübung guter Werke“. Er lebte um die Wende des dritten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Von ihm empfing die Überlieferung der mündlichen Thora Antigonos aus Socho, sein Schüler. Aus seinem Mund hören wir: „Ihr sollet nicht den Dienern gleich sein, die ihrem Herrn gehorchen lediglich in der Absicht Lohn zu erhalten, sondern vielmehr jenen, die ihrem Herrn gehorchen ohne die Absicht Lohn zu erhalten“. Nach Antigonos folgten die Fünf Paare, deren jedes aus dem Präsidenten des Synedriums und dem obersten Richter bestand. Jose, des Joeser aus Zereda Sohn, und Jose, Sohn des Jochanan aus Jerusalem, waren das erste Paar; sie lebten im dritten Jahrhundert v. Chr. zur Zeit der Freiheitskämpfe der Makkabäer. Strenggläubig hatten beide grosse Mühe, dem Hellenismus, welcher unter der Seleukidenherrschaft eingedrungen war und manchen Schwachen angelockt hatte, zu steuern. Das zweite Paar bilden der oben genannte Josua, Sohn des Perachja, und Nittai aus Arbel; sie hatten die Verfolgungen der Weisen durch Jannai auszuhalten. Das dritte Paar sind Juda, Sohn des Tabbai, und Simeon, Sohn des Schetach. Als viertes erscheinen Schemajah und Abtaljon. Ihnen reihen sich als fünftes an Hillel der Ältere aus Babylon, der Gütige, und Schammai. Sie wirkten zur Zeit des römischen Imperators Oktavianus Augustus und des Titularkönigs von Judäa, Herodes. Welche Macht der Persönlichkeit in Hillel war, bezeugt die Tatsache, dass sogar Herodes vor Hillels Grösse sich beugte. Von diesem fünften Paar empfing die Überlieferung Rabban Jochanan ben Sakkai.

¹⁾ Pirke Abot I, 2.

Er war aus Hillels imposantem Schülerkreis einer der jüngsten; aber sein Eifer für das Gesetz und seine Geistesgrösse trugen ihn hoch, so dass er ein Glanz der Gelehrtheit im Talmud Jeruschalmi, Traktat Sota IX, 15, genannt wird. Gegen alle Menschen friedfertig und freundlich, wie sein grosser Lehrer, und gleich diesem überaus bescheiden in jeder Hinsicht, nahm er an der Tempelmauer seinen Lieblingsaufenthalt und lehrte da seine zahlreichen Schüler. Als die Römer die heilige Stadt belagerten, ging Jochanan, der den Frieden liebte, nach Jabne. Hier eröffnete er mit Genehmigung Vespasians eine Akademie des Gesetzesstudiums, die bald der Sammelpunkt aller Stillen ward. Von ihr aus verbreitete sich nach Beendigung der Stürme neues geistiges Leben. Für die Erhaltung der Lehre Israels in der Zukunft trotz der Zerstreuung hat Rabban Jochanan den Grund gefestigt. In Jabne und später in weiteren Akademien wurde die mündliche Thora sorgsam konserviert, bis sie schliesslich Rabbi Jehuda Hannassi Hakkadosch, ein Nachkomme Hillels, in der Mischna kodifizierte. Die Lehrer der Mischna bezeichnet man als Tanaim oder einer mittelalterlichen Ausdrucksform zufolge als Doctores mischnici. Sie wahrten in allen Drangsalen das Gesetz rein vor Verfälschung, stets mündlich die Mischna überliefernd; denn erst eine spätere Generation hat nach den von Rabbi und seinem Lieblingsschüler Rabbi Chija aus Kafri gegebenen Normen auch die mündliche Thora schriftlich niedergelegt.

Was wir Talmud nennen, ist im weiteren Sinn die Mischna und deren Kommentar, die Gemara, vereint. Die Autoren der letzteren heissen Amoraim oder Doctores talmudici. Es gibt davon zwei Gruppen, eine palästinensische und eine babylonische; demzufolge haben wir auch zwei Kommentare: Talmud Jeruschalmi und Talmud Babli. Dieser mit einer Autorenzahl von über zweitausend Gelehrten wird vielfach kurzweg als Talmud (im engeren Sinn) angesprochen; seine Abfassung erstreckt sich bis herab in das sechste Jahrhundert n. Chr. und geschah in den babylonischen Akademien.

Schwere innere Kämpfe zerwühlten seit den Tagen der Syrerkönige die Judenschaft Palästinas. Vorübergehend allerdings hatte die Erhebung des Priesters Mattathias und seiner Söhne einigend gewirkt. Segenbringend waren die ersten Jahre des

Reiches der Makkabäer; jeder sass in Frieden unter seinem Weinstock und Feigenbaum, sagt die Tradition. Aber mit den letzten Herrschern aus diesem Hause verschwanden Glanz und Glück. Die griechische Philosophie gewann zusehends an Boden; sie trennte ihre Anhänger von den Strenggläubigen. Während letztere unentwegt zur schriftlichen und mündlichen Thora hielten, liessen die anderen sich verleiten, die griechische Lebensauffassung zur Richtlinie zu nehmen und vom Gesetz des Ewigen nur das anzuerkennen, was ihnen bequem war. Im Verfolg ihrer Ideen näherten sie sich dem Gedankengang der besseren Hedoniker, denen gleich sie nach einer allem Geniessen zustimmenden Auslebung trachteten. Nun ist das Judentum an sich eine das Leben freudig bejahende Religion; es gestattet jedem das geordnete Geniessen der Lebensgüter, aber nach Massgabe des göttlichen Gesetzes, dem der persönliche Wille sich fügen muss. Es lehnt, wie die jüdischen Weisen in Wort und Tat lehren, die *ὕβρις*, den Lebensübermut, ab und stellt den Menschen vor die sittliche Bindung durch die Gebote Gottes. Am Zaun des Gesetzes findet die Freiheit des Individuums ihre Schranken. Damit wollten nun die griechisch Gesinnten sich nimmer befreunden. In Konsequenz dessen verwarfen sie die mündliche Thora und den Glauben an eine zukünftige Welt, der eine Verantwortung und Vergeltung im Jenseits einschliesst. Als die typischen Vertreter der Richtung, dieunjüdisch ist, erscheinen die Sadduzäer. Stifter der Partei ist Zadok, ein Schüler des Antigonos aus Socho; aus missverstandnen Sätzen seines Lehrers konstruierte er das nach ihm benannte System. Zu seiner Gefolgschaft zählten der Priesteradel und die meisten Vornehmen. Eine andere Gruppe bildeten die Karäer, deren Entstehung auf Boëthos, ebenfalls einen Schüler des Antigonos, zurückgeführt wird. Die strenggläubige Richtung dagegen repräsentierten jene, die sich um die Peruschim (Pharisäer) konzentrierten; mit ihnen war der grösste Teil des Volkes einverstanden. Es gab darunter Hyperorthodoxe, extreme Parteidäger, wie sie die Evangelien anführen; sie finden auch im Talmud, in den Traktaten Berachot IX, 5 und Sota 22 a, abfällige Beurteilung; man darf für sie nicht die ganze Partei verantwortlich machen. Unter den Gesetzeslehrern gab es vereinzelt sadduzäisch Gesinnte; die Majorität jedoch blieb gesetzestreu; diesen frommen Weisen dankt das Judentum seine

Erhaltung; sie gingen, wenn es nötig wurde, für ihre Überzeugung in den Martertod¹⁾.

Die religiöse Zerklüftung durch Sektenbildung und durch offenkundigen Abfall von der Thora musste auf das gesamte nationale Leben der palästinensischen Judenschaft höchst schädlich wirken. In der Tat waren die Herren im Lande die Römer, seitdem die letzten Makkabäerfürsten, die feindlichen Brüder Hyrkanos II. und Aristobulos II., dieser ein Führer der Sadduzäer, Pompejus, den Sieger über Mithridates, um Hilfe angegangen hatten. Der stolze Römer kam; er okkupierte das Land als Provinz; seine Legionare errichteten allenthalben Standorte und Wachposten. Die Brutalität, mit der die römische Macht stets in den unterworfnen Ländern sich äusserte, wurde auch in Judäa fühlbar. Der Römer duldet keine andere Meinung; er ist Herrenmensch. Wie jede andere Religion verachtete er das Judentum, und seine Beamten waren in ihrem Weltmachstolz nur bedacht, das blühende Land zur eignen Bereicherung auszusaugen. Dazu kam, dass der Idumäer Herodes, der die Juden hasste, als Scheinkönig eingesetzt wurde. Es befriedigte seine Eitelkeit und war dem römischen Reich nicht gefährlich; denn ein römischer Resident war der eigentliche Machthaber. Um ein modernes Bild zum Vergleich heranzuziehen: Das Verhältnis war ähnlich, wie es zwischen der britischen Macht und den eingeborenen Fürsten in Indien besteht. Unter derartigen Verhältnissen gaben sich viele aus Israel dem breiten Lebensgenuss hin. Die Gesetzestreuen litten im stillen und harrten des verheissenen Erlösers zur Befreiung aus den Nöten der Zeit. In weiten Kreisen regte sich die heisse Sehnsucht nach dem Messias, dem Grossen, dem Starken, der mit einem Pronunziamento hervortreten, alles Volk sammeln, die drückende Fremdherrschaft abschütteln und den Thron Davids in seiner ganzen Herrlichkeit wieder aufrichten würde.

Da trat *Jesus* von Nazareth in die Welt ein. Aber, wie die Vorrede zum Evangelium nach Johannes klagt: Die Seinen nahmen ihn nicht auf. Wie das kam? Die wunderbaren Vorgänge, welche nach unseren heiligen Urkunden an die Geburt, ersten Wochen und Kinderjahre, sowie das erste Erscheinen

¹⁾ Das Gedächtnis der Martyrer am 9. Ab, cf. „Israel. Gebetordn.“ S. 511 ff.

Jesus in der Öffentlichkeit am Jordan sich knüpfen, hafteten nicht im Gedächtnis der Zeitgenossen. Denn als er zu lehren begann, „wurde er für einen Sohn Josephs, des Zimmermanns aus Nazareth, gehalten“¹⁾. In seiner Heimat fand er keinen Anklang. Lehrend durchzog er Palästinas Provinzen; allen Bedrängten, körperlich wie seelisch und geistig Elenden, war er der tröstende Helfer. Wo immer das Leid ihm entgegentrat, tilgte er es aus. Wunderbare Vorkommnisse geleiteten seine Pfade und der Dank der Beglückten segnete seine Spuren. Das Volk lebte sich in den Gedanken ein, er müsse der erwartete nationale Messias sein, der den jüdischen Staat in der vollen alten Pracht wieder herstellen würde. Solche weltliche Hoffnungen befiingen nicht zuletzt seine nächste Umgebung, und manche der Jünger dachten bereits, welche Ehrenstellen sie in seinem Reich wohl einnehmen dürften. Aber Jesus blieb still; entschieden lehnte er alle jene Erwartungen ab; wie er bereits in der Bergpredigt eine Schilderung seines Reiches programmatisch gegeben hatte, dessen Seligkeit durchaus im Widerspruch zur Auffassung des irdisch gerichteten Menschen ist, klangen alle seine folgenden Reden. Für nationale Fragen im Rahmen der Rekonstruktion des jüdischen Staates war er nicht zugänglich. Er betonte im Gegenteil bei gegebner Gelegenheit die Pflicht der Treue dem Kaiser gegenüber²⁾. Er richtet den eignen und der Jünger Blick hinaus über Heimat und Heimatswünsche in die Höhen und Weiten seines von allem Erdenhaften ganz freien Gottesreichs, das durch den Sohn zum Vater alle führen soll, die ihm vertrauen. Man hat ihn damals und bis heute nicht begriffen. So wurde das Volk, das ihm zugejubelt, an ihm irre. Viele seiner Jünger sogar wandten sich ab und gingen nicht mehr mit ihm³⁾. Zur kleinen Schar, die bei ihm verblieb, sich wendend, stellte er deshalb die wehmutsvolle Frage: Wollet dann auch ihr weggehen? Die Gesetzeslehrer, welche sich täglich von Abfallsbewegungen umdrängt sahen, beobachteten in ihrer Mehrheit misstrauisch das Verhalten Jesu und nannten ihn, da er verschiedene Satzungen als irrelevant erklärte, bald einen von der Thora abtrünnig

¹⁾ Lukas 3, 23; cf. auch Lukas 4, 22: „Ist das nicht der Sohn Josephs?“ frugen die Juden in der Synagoge zu Nazareth.

²⁾ Lukas 20, 25; Markus 12, 17.

³⁾ Johannes 6, 67—68.

gewordenen Lehrer; nur vereinzelte waren im geheimen seine Anhänger, besuchten und bewirteten ihn. Die Führer der Priesterschaft endlich, obschon in der Majorität sadduzäisch gesinnt und keineswegs die Hüter der Thora in Wahrheit, hassten ihn, weil sie durch ihn ihre Herrschaft bedroht wussten. Sie fühlten ihre hierarchischen Würdensitze wanken. Der Hohepriester Kaiphas hatte gesagt: Gut ist es, wenn ein solcher Mensch für das Volk stirbt. Damit beschlossen sie seinen Tod. Weil jedoch das hochnotpeinliche Verfahren Reservat der Römer war, musste bei dem Residenten die Anklage erhoben werden. Die Stelle bekleidete zu jener Zeit Pilatus, ein Vollrömer der Dekadence. Mit der absoluten Negation alles Religiösen, die seinem Anspruch auf die ungestörte Behaglichkeit des Genussmenschen entsprach, verband er die echtrömische Verachtung der fremden Völker. Gegenüber den religiösen Differenzen der ihm untergebenen Judenschaft blieb er höchst gleichgültig, wenn nur kein Aufstand erregt wurde. Die Anklage gegen Jesum behandelte er mit einer charakteristischen Suffisance. Er liebte keine tiefgehenden Erörterungen. Was ist Wahrheit? frug er höhnisch. Ihn bewegte also erst die Beziehung des Crimen læsæ majestatis, die der Hohepriester als letztes Argument gegen Jesum vorbrachte. Daraufhin erfolgte kurzweg die Verurteilung zum Tod, der am Nichtjuden durch die Anheftung an das Kreuz zu vollziehen war. Nicht die Juden demnach haben Jesum getötet; sie konnten es nicht nach der Prozessordnung der Periode; sondern der römische Resident, der die Souveränität verletzt erachtete. Noch in der dem Kreuz angehefteten Signatur aber bekundete Pilatus seinen Hohn und seine Befriedigung zugleich. Er traf die Judenschaft und den Verurteilten in Einem, indem er besagen wollte: Nun habe er den König der Juden hinrichten lassen; da würde wohl Ruhe im Land bleiben.

Politisch freilich blieb Ruhe. Nicht jedoch im religiösen Leben. Jesus ist auferstanden. Seine Lehre mit ihm. Die Jünger, welche während des Prozesses geflohen waren und sich verborgen gehalten hatten, gewannen den Mut des Bekenntnisses. Sie traten hervor, redeten öffentlich in den Gemeindehäusern zu ihren Landsleuten und bekannten sich zu Jesu, dem Sohn des lebendigen Gottes. Verständlich ist, dass dadurch zwischen den Juden und ihren christlichen Volksgenossen Differenzen

entstanden, welche erregte Diskussionen und zuweilen Täglichkeiten hervorriefen. Die Christen galten als Minim, das wir mit Ketzer oder Sektierer übersetzen können. In einzelnen Texten von Schriften jener Zeit klingen aus beiden Lagern die Erregtheit und gegenseitige Unstimmigkeit wieder, wie es im Anfang aller divergenten Strömungen zu sein pflegt. Vor allem die Sadduzäer liessen es sich angelegen sein, den Streit zu vertiefen; so achtete man weniger ihres eignen Treibens. Es gab jedoch ebenso Szenen versöhnlicher Art. Über solche berichtet die Apostelgeschichte in ihrem dritten und fünften Kapitel. Die eine Stelle zeigt, wie Petrus das Vorgehen gegen Jesum mild beurteilte, wenn er sagt: „Und nun denn, o Brüder, ich weiss, dass ihr aus Unkenntnis das getan, gleichwie nicht minder auch eure Führer“. Rabban Gamaliel der Ältere, Hillels Enkel, der als Pharisäer der religiös strengen Richtung angehörte, mahnte seinerseits in der Autorität seiner hohen Stellung als Präsident des Synedriums die Kollegialmitglieder zur Güte in bezug auf die Behandlung der Christusjünger. Es ist beachtenswert und für alle späteren Generationen vorbildlich, dass gerade die Spitzen der beiden Gruppen einer Verschärfung der Situation abhold waren. Im Talmud finden wir ebenfalls und zwar in den Traktaten Sabbat und Aboda sara¹⁾ Rabban Gamaliel und Rabbi Elieser ben Hyrkanos, einen Schüler des Rabban Jochanan ben Sakkai, als die Befürworter der bürgerlichen Toleranz gegen die Judenchristen.

Eine wesentlich neue Lage jedoch erstand den jüdischen Gesetzeslehrern hinsichtlich der Beurteilung des Verhaltens gegen die Christen durch den Eintritt der Heidenwelt in das Christentum. Paulus, ein Schüler des Rabban Gamaliel und früherer Beamter des Synedriums, erfasste des Wortes Sinn: Gehet hin und lehret alle Völker! Das konnte nur den Heiden gelten; Hieronymus in seiner als Vulgata bekannten Übersetzung der heiligen Urkunden lehrt uns die sprachlich scharf unterschiedene Trennung des „Populus“ von den „Gentes“. Während jener Terminus auf die Judenschaft angewendet wird, trifft der andere die ausserhalb der Judenschaft stehenden Völker. In der angezogenen Evangelienstelle nun lautet das Wort „Gentes“. Vor sie tritt Paulus, reich an Wissen, glühend von

¹⁾ Talmud babli: Sabbat 116, Aboda sara 17.

Begeisterung. In Stil und Terminologie erkennen wir den einstigen Tanaschüler. Zahlreiche Stellen seiner hinterlassenen Schriften erinnern durch Satzbau, Ausdrucksweise und Dialektik an die Sprache, der wir im Talmud begegnen. Seine Gewandtheit gegenüber den fremdartigsten Situationen, wie beispielsweise in Athen vor dem Areopag, musste hinreissen und Erfolge zeitigen. Darum sehen wir auf allen seinen Pfaden das Aufspriessen blühender Christengemeinden aus der Heiden Mitten. Diesen Heidenchristen gegenüber nun erwiesen die jüdischen Weisen ihre ganze edle Toleranz. Im Talmudtraktat Chullin wird auf Folio 13 b diesbezüglich gelehrt: „Rab Nachman im Namen des Rabba bar Abahu sagte: Unter den Völkern gibt es keine Abtrünnigen. Die Nichtjuden sind keine Diener eines Fremdkults“. Für die Beziehungen zu den Heidenchristen gilt das schöne Wort aus Tosifta Sanhedrin 105: „Die Frommen aller Völker haben an der Seligkeit Teil“. Und Gittin 61 a mahnt die Judenschaft, an den Christen die Werke der Nächstenliebe zu betätigen, ihre Armen zu beschenken, ihre Kranken zu pflegen, ihre Toten zu bestatten, sie mit Rede und Grabgeleit zu ehren, ihre Witwen und Waisen zu verbeistanden in Rechtssachen und überhaupt zu beschützen. Mar Samuel, Rektor der Akademie zu Nehardea in Babylon im dritten Jahrhundert n. Chr., lehrte und lebte den Grundsatz: Auf alle Menschen ohne Unterschied des Glaubens und Standes muss sich dein Wohlwollen ausdehnen. In Babylon waren seit Ende des zweiten Jahrhunderts Christen ansässig. Durch die Jahrhunderte weiter kehrt immer wieder seitens der grössten rabbinischen Autoritäten die Predigt der ausschlusslosen Toleranz gegen die Christen. Welche warmen Worte fand der aus Spanien von den christlichen Eroberern des arabischen Reiches ausgewiesene Rabbi Mose ben Maimon und der zur Zeit der Judenverfolgungen im dreizehnten Jahrhundert in Frankreich zu Perpignan lebende Rabbi Menachem ben Salomo Meiri! „Die Völker, bei denen wir wohnen,“ schreibt Rabbi Mose Rikbes im siebzehnten Jahrhundert zu Wilna, „glauben nicht nur das, was wir glauben, sondern noch viele andere Lehren, und ihr Sinnen ist stets auf den Schöpfer des Himmels und der Erde gerichtet. Wir müssen daher auf ihr Wohlergehen immer bedacht sein und zu Gott darum beten.“ Dies geschieht täglich in dem herrlichen שְׁמֹונָה עֲשָׂר, das im Morgengebet seine Stelle

hat¹⁾). In demselben lautet die 13. Benediktion: „Den Gerechten, den Frommen und den Weisen Deines Volkes Israel, dem Überrest seiner Gesetzeskundigen, *den Frommen und Gerechten aller Völker*, so wie uns allen lass Dein Erbarmen zuteil werden, Herr unser Gott. Gib allen, die auf Deinen Namen in Wahrhaftigkeit vertrauen, ihren vollen Lohn und gib uns unsern Teil mit ihnen in der Ewigkeit, damit wir nicht zu Schanden werden, die wir auf Dich vertrauen. Gelobt seist Du, o Herr, der Du die Stütze und die Zuversicht der Gerechten bist“²⁾. Im Einklang dazu ist am Schluss des Morgengebetes bei den Bitten für die Hingeschiedenen: „Ganz Israel und allen Frommen hat der Herr das ewige Leben verheissen“³⁾. Die Welt ist auf Liebe gegründet. Treu der Jahrtausendtradition des Judentums bleibt die jüngste Kundgebung aus unserer Zeit. Im Jahre 1885, während ringsum feindliche Strömungen emporfluteten, hat ein Kongress von über sechshundert Rabbinern und jüdischen Laien aller Stände aus Deutschland und Österreich ohne Unterschied des Bekenntnisses innerhalb des Judentums einmütig die „Grundsätze der jüdischen Sittenlehre“ in 15 Paragraphen formuliert. Der Gedankengang ist: Das Judentum lehrt die Einheit der Menschheit; es gebietet deshalb: Den Nächsten zu lieben, ihn und sein Recht zu schützen, seine Ehre zu achten, seinen Glauben zu ehren, sein Leid zu mildern. Das Judentum fordert durch Arbeit, Wahrheitsliebe, Bescheidenheit, Verträglichkeit, Sittenreinheit, Gehorsam gegen die Obrigkeit der Nebenmenschen Wohl zu fördern, des Vaterlandes Heil zu suchen und den Liebesbund der Menschheit herbeizuführen⁴⁾.

Alle diese Dokumente sind keine leeren Phrasen, die etwa lediglich zur Beruhigung der nichtjüdischen Menschheit niedergeschrieben wären und, wie boshafte Zungen sagten, durch einen geheimen Moralkodex paralysiert würden; sondern durch die Werktat bewiesen die Juden, dass es ihnen mit ihren Aussprüchen ernst ist. Alle Völker, die nach Kultur rangen, verdanken ihren Fortschritt — ausser dem eignen Streben — der Mitarbeit jüdischer Bürger. Dazu befähigte diese ihre merkwürdige Innenkraft.

¹⁾ „Israel. Gebetordn.“ S. 54—68; es ist das sogenannte Achtzehn-Gebet.

²⁾ „Israel. Gebetordn.“ S. 60.

³⁾ „Israel. Gebetordn.“ S. 101.

⁴⁾ Ausführlicher Text in „Israel. Gebetordn.“ S. 588.

Die Kultur des Judentums ist ein Einheitliches¹⁾. Wir können an Hand der mehrtausendjährigen Reihen der jüdischen Literatur verfolgen, wie sie aus einfachsten Anfängen sich entwickelte. Einem Kristallsystem gleich, das durch die Zulagerung von Ungeformtem sich vergrössert, indem es solches sich einordnet, ohne selbst seine Wesenseigenschaften zu ändern. Der Stamm, der diese Kultur trägt, ist die Thora. Das gibt dem Ganzen die unerschütterliche Festigkeit. Alles lebenständige, ethisch Echte kann nur Einen Grund haben, Gott.

Ein solches Wirksames also musste auf alle Kreise, die mit ihm in Beziehungen traten, stark sich geltend machen, möchte die Berührung wann und wo immer eintreten. Die Araber in Babylon und auf der Iberischen Halbinsel, die rauen Beduinenstämme, wuchsen durch die jüdischen Gemeinden in ihre Grösse hinein. Als der Normannenkönig Roger auf Sizilien sein Reich begründet hatte, holte er sich aus jüdischen Kolonien Handwerker, Kaufleute, Künstler, Gelehrte. Juden führten dort die Seidenraupenzucht und den Anbau der Indigopflanze ein. Der Polenkönig Kasimir eröffnete den aus Deutschland ob der blutigen Judenverfolgungen Flüchtigen sein Land, damit sie Gewerbe und Verkehr belebten. Im Jahre 1181 anlässlich der Albigenserwirren vertrieb Philipp II. von Frankreich die Juden, welche nicht zur Staatsreligion übertreten wollten; aber schon nach sieben Jahren war er gezwungen, sie zurückzurufen; das Land bedurfte ihrer rüstigen Hände als Handwerkskräfte. Die aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden wurden auf dem ganzen Nordrand Afrikas von Marokko bis Ägypten den Staaten des Islam tüchtige Arbeiter im Handwerk und geistigen Leben. Die Türken nahmen die Juden auf und gewannen dadurch Verfertiger ihrer Waffen, wie kluge Beamte. Andere Flüchtlinge von der Iberischen Halbinsel wandten sich nach Norden. In Holland trugen diese Sephardim wesentlich bei, den überseeischen Handel des kleinen Landes in Blüte zu bringen. Die weitläufigen Beziehungen der Juden zu ihren Brüdern im Orient förderten auch in Deutschland die Handelsangelegenheiten mit dem Osten. Im Jahre 1597 gab der Kurfürst von Trier an eine jüdisch-orientalische Handelsgesellschaft stattliche Privilegien zur Hebung der Kommerzien.

¹⁾ Weigl, Jüdische Helden. Frankfurter Jüdische Volksbücherei, Bd. 9.

Sephardische Juden organisierten in Hamburg den Grosshandel zu Wasser und zu Land, förderten durch ihre Verbindungen Einfuhr und Ausfuhr und halfen mit, Hamburg zu einem reichen internationalen Stapelplatz zu machen. Im Jahre 1619 ermöglichten sie dort die Gründung einer Bank. Jüdischen Kaufleuten aus den verschiedensten Ländern verdankte die Leipziger Messe ihren grossen Aufschwung zum internationalen Warenmarkt, auf dem kostbares Pelzwerk aus Sibirien neben den Produkten Indiens und Amerikas tradiert wurde. Nicht minder waren in den gelehrten Berufen stets Juden tätig, insoweit die Landesgesetze sie zuließen. Aus dem Talmud wissen wir, dass die jüdischen Weisen durch universelle Bildung sich auszeichneten und in allen Naturwissenschaften hervorragende Vertreter aufweisen können. Es ist zu bedauern, dass die Rabbiner des Mittelalters durch den Zwang der äusseren Umstände veranlasst wurden, auf ihre Volksgenossen sich zu beschränken. Welche reichen Werte sind damit der Kultur der Gesamtheit entgangen! Immerhin finden wir da und dort jüdische Gelehrte im öffentlichen Leben tätig. Schon der Frankenkönig Karl hatte jüdische Leibärzte und ein jüdischer Diplomat war der Bevollmächtigte Karls, als dieser dem Kalifen Harun al Raschid nach Bagdad eine Gesandtschaft schickte. Jüdische Ärzte waren an den Höfen mancher Päpste; Salomon Pletsch aus Regensburg kennen wir als Stadtarzt im ausgehenden 14. Jahrhundert zu Frankfurt, und hundert Jahre nach ihm war ein gewisser Baruch Hofwundarzt der sächsischen Fürsten Ernst und Albrecht. Im Jahre 1406 erteilte Papst Innozenz VII. den drei Magistri der Medizin Elia di Sabatto, Mose di Lisbona und Mose di Tivoli das Bürgerrecht; es waren dies ebenso gelehrte wie praktisch-tüchtige sephardische Juden. Um 1470 praktizierte in München der jüdische Arzt Hans von Kostnitz. Interessant ist die Tat- sache der Admission einer Ärztin Sarah im Jahre 1419 für Würzburg und elf Jahre später der Ärztin Zerlinah in Frankfurt a. M. Als Diplomaten und Minister fungierten Juden in allen Staaten des Islam; sie waren dort wegen ihrer Unpartei- lichkeit gegenüber den verschiedenen Volksstämmen christlicher Bekenntnisse sehr geschätzt; aber auch christliche Fürsten hatten solche Berater, so Alfons V. von Portugal den Don Izchak Abarbanel. Zweifellos taten jene Staaten nicht vorteilhaft, welche das jüdische Element ausschalteten, durch Ausnahme-

gesetze drückten und in unwürdige Existenzmöglichkeiten zwangen. Wir kommen zu einem solchen Urteil, wenn wir ruhig und ohne Befangenheit pro aut contra die glatten Tatsachen betrachten, welche die Geschichte uns vorlegt.

Es ist eine alte talmudische und folgemässig im Schulchan Aruch wiederkehrende Lehre, dass der Jude seine Fähigkeiten, Kräfte und materiellen Güter in den Dienst der Allgemeinheit stellen muss. Entschieden unjüdisch wäre es, wollte er sie nur seiner Familie und seinen Glaubensgenossen zuwenden. „Sondere dich nicht ab von der Gemeinde!“ mahnt Hillel. „Wir müssen treue Untertanen sein und das Wohl und Heil unserer Wohltäter (d. i. der Fürsten und Völker des Wohnlandes) stets fördern,“ lehrt Rabbi Mose Chages. Das Motiv ist ein hoch sittliches: מפני דרכיו שלום = wegen der Pfade des Friedens. „Damit der Jude um sich den Frieden verbreite,“ besagt die autoritative Auslegung des Terminus. „Stets soll der Jude suchen, Frieden zu stiften! So lebte hier in Saphed (Palästina) Rabbi Joseph Samarasi, der Lehrer des Rabbi David ibn Simra. Stets stiftete er Frieden zwischen dem Menschen und seinem Nächsten, zwischen Mann und Frau, auch bei Nichtjuden,“ schreibt Rabbi Elieser Askari im Sefer Charedim, Einleitung c. 8. Der Begriff **עַמִּים**, d. i. Nebenmensch, ragt weit hinaus über Sippe und Judenschaft zum Menschheitsganzen! Daher die Teilnahme der Juden an allen humanitären Bestrebungen der Zeit durch Rat und Tat. Daher die uneigennützige Hülfsbereitschaft, wo es gilt, des Mitmenschen Not zu lindern ohne Rücksicht auf dessen Bekennnis. „Frommes Sinnes Eigenschaft ist, Dornen und andere Dinge, an denen jemand sich Schaden tun könnte, vom Weg zu räumen oder sonstwie unschädlich zu machen,“ lehrt der Schulchan Aruch im vierten Buch, das den Titel Choschen hamischpat, d. i. Schild des Rechtes führt und nach den talmudischen Grundsätzen die bürgerlichen Rechtsfälle behandelt. Jede Notlage des Einzelnen und Ganzen ist eine Störerin des Friedens. In den Tagen vaterländischer Not muss der Jude mit seinem Leben und Vermögen für das Vaterland eintreten. Vaterland aber ist das Land, in dem der Jude geboren ist und lebt. Wiederum zeigt uns die Geschichte, dass der Jude eintrat, wenn man nur ihn mittun liess. Vor hundert Jahren, als unter Preussens Führung die Freiheitskämpfe gegen Napoleon ansetzten, eilten zu den Kämpferscharen die jüdischen Jung-

mannschaften, und opferten die jüdischen Gemeinden Geld und Gut. Ein leuchtendes Beispiel aus jener Zeit ist die schlichte Gemeinde Inowrazlaw im Posenschen. Ebenso haben die Juden mitgekämpft auf den Schlachtfeldern von der Saar bis zur Loire im Siebziger Krieg; ihre Gemeinden spendeten reichlich Liebesgaben; Frauen und Mädchen stellten sich in den Dienst des Samariterliebeswerks an unseren verwundeten Kriegern. Das Eiserne Kreuz schmückte manche jüdische Brust, die Anerkennung unseres Allerhöchsten Kriegsherrn für eine Tapferkeit, die über den Rahmen des Vorschriftsmässigen hinausgeht.

So haben die Juden in Freud und Leid als Mitbürger sich erwiesen. Es war deshalb nicht mehr denn billig, dass dies in der Neuzeit dadurch Anerkennung fand, dass die Ausnahmestellung, die in milderer Form bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herabreichte, aufgehoben und die Gleichstellung mit den Staatsbürgern der christlichen Bekenntnisse zum Gesetz gemacht wurde, wie das dank der entschiedenen Haltung unseres Altreichskanzlers, dem Windthorst rückhaltlos sekundierte, in der Verfassung des Deutschen Reiches niedergelegt ist.

Für den Historiker interessant erscheint ein Moment weiterhin bedeutsam hinsichtlich des Einflusses des Judentums auf die Kultur; das ist eine religiöse Tatsache. Die heiligen Urkunden des Christentums beschränken sich, wie wir wissen, nicht nur auf die Bücher des Neuen Testaments: Evangelien, Apostelgeschichte, Sendschreiben der Apostel und Johannis Apokalypse; vielmehr hat das Christentum die heiligen Bücher, welche im Kanon des Judentums stehen, dazu aufgenommen und als Altes Testament sie zu ehren befohlen; sie gelten als Gottes Offenbarung. Die katholischen Kirchen haben zu denen des jüdischen Kanon sechs mehr rezipiert. Schon die Urkirche entnahm den Schriften des Alten Testaments Texte für die Liturgie: Lesungen aus der Thora, den Propheten und Hagiographen. Eine besondere Häufigkeit des Gebrauchs fanden die Psalmen. Die Tagzeitengebete der Mönche enthalten solche in grossem Umfang; Psalmstücke werden bei verschiedenen Stellen der Messgebete rezitiert: Am Eingang, nach der Lesung der Lectio, vor der Opferung, nach der Kommunion. Die Kirchenlieder der christlichen Bekenntnisse sind häufig aus Psalmen

hervorgegangen, indem sie entweder unmittelbare Übersetzungen solcher in metrischer Form mit Reim und Strophe darstellen oder Psalmentexte als Motive unterlegt haben. Wir denken an Luthers Lieder: „Ein feste Burg ist unser Gott“, nach dem 46. Psalm; „Aus tiefer Not schrei' ich zu Dir“, nach dem 130.; „Ach Gott vom Himmel sieh' darein“, nach dem 12. Die mündliche Thora hat das Christentum, wenigstens dem Tenor nach, nicht herübergemommen. Inwieweit Gedankengänge gleichen Inhalts auf Rezeption aus der mündlichen Thora beruhen, müsste ein Theologe untersuchen. In jenen christlichen Bekenntnissen, welche eine hierarchische Verfassung haben, ist unter entsprechenden Modifikationen eine Nachbildung der Organisation der jüdischen Priesterschaft vorhanden; auch die liturgische Kleidung ist dort jener der jüdischen Priestergrade ähnlich. Entsprechend dem gemeinsamen Ausgang der beiden Religionen finden wir im Judentum wie Christentum verschiedene gleiche religiöse Begriffe. Es seien hier nur beispielsweise aufgeführt: Der jüdische Begriff für „Glaube“ ist אמונה und bezeichnet wie πίστις und fides: Glaube an Gott und Treue gegen ihn. Ferner תשובה, d. i. die Abkehr vom sittlichen Fehlen und Heimkehr zu Gottes Geboten. Die Teschuwohwoche ist die Busszeit zwischen dem religiösen Neujahrsfest des Judentums (am 1./2. Tischri gegen Herbstanfang) und dem Versöhnungsfest, das am 10. Tischri gefeiert wird. In dieser Busszeit muss sich der Jude klar geworden sein über seinen religiös-sittlichen Zustand. Versöhnt mit Gott und aller Welt schliesst er reuig am Versöhnungsfest ab, bittet den Ewigen um Verzeihung, gelobt, des Herrn Wege zu wandeln und betet in dieser gehobenen Herzensstimmung des Gotteskindes für alle Menschen, dass das Reich Gottes sich erfülle.

Dieses alles ist für den denkenden Menschen ein Bindeglied mehr zum gegenseitigen Verständnis, zur gegenseitigen Achtung und Annäherung in bürgerlicher Toleranz unter Respektierung der religiösen Eigenart des Mitmenschen. Sicherlich haben wir mit den gläubigen Juden mehr Zusammenhänge und Gemeinsamkeitspunkte als mit den Namenchristen, welche faktisch zum neuzeitlichen Heidentum zu rechnen sind. Die gleiche Anschauung seitens der Judenschaft lehrt der Talmud, wenn in Baba Kama 38 a der jüdische Weise Rabbi Meir sagt: „Ein Nichtjude, der mit der Thora sich beschäftigt, ist dem Hohe-

priester gleich zu erachten“; und Rabbi Juda ben Samuel lehrt es im Sefer Chassidim, das er im 13. Jahrhundert schrieb: „Du darfst den Nichtjuden nicht geringschätzen! Sondern du musst ihn mehr ehren als den Juden, der mit der Thora sich nicht beschäftigt“.

Zum Schluss!

Nach Erwägung der kulturhistorischen und religionsgeschichtlichen Tatsachen gelangen wir zu folgenden Resultaten:

Als Christen bekennen wir uns freimütig zu Jesus Christus. Er ist uns nicht die Personifikation eines antiken asiatischen Mythos, sondern der Gottessohn, wie die Urkirche bereits glaubte und Tausende mit dem Martertod bezeugten. Wir danken es ihm, dass er zu den Völkern die Lehrer sandte, welche unseren Ahnen die Führer aus der Nacht und Schwäche des Heidentums zum Licht der Wahrheit, zur Anbetung des alleinwahren Gottes, zur Heiligung des Lebens in seinem Gesetz wurden, und harren in Treue seines Reiches, zu dem er uns erlöst.

In den Juden erkennen wir unsere älteren Brüder, die Erstgeborenen des Vaters, deren Ahnen am Sinai gestanden und die heilige Thora empfangen, also geadelt in einer Vorzeit aus allen Gentes als das Volk Gottes. Wir danken es ihnen, dass sie die Herrlichkeit des Herrn so treu gehütet, während die Völker Fremdkulten nachgingen, und nun, wie das ganze rabbinische Schrifttum beweist, neidlos mit uns teilen.

So liegt es denn heute daran, dass wir beide Teile, unter gegenseitiger Achtung der religiösen Überzeugung ohne Eigensucht und Vorurteil, das Gottesreich in uns bereiten. Wir wollen einen neuen geistigen Tempel bauen dem Herrn, unserm Gott und Vater, und darin einander in Bruderliebe dienen¹⁾ und — jeder nach seiner Weise — den Herrn anbeten, der so Grosses getan, weil er mit allen seinen Kindern gut ist. **הוָדוּ לֵי כִּי־טוֹב** **כִּילֻעָלָם חַסְדָו** Danket dem Herrn, denn er ist gütig; ewig währet seine Gnade²⁾.

Wir begraben, was an Missverständnissen je vorkam, als hinter uns liegend; befestigen, was uns ein besseres Verständnis vorlegt. Dann gehen wir dem Ideal zu, das den jüdischen

¹⁾ I. Petri 1, 22 ff.; I. Johannes 4, 20.

²⁾ Psalm 118.

Weisen vorgeschwebt, dass die Gesamtmenschheit Einen Bund bilden werde und leben durch die Tat es aus, was Paulus in seines ersten Korintherbriefes 13. Kapitel und 14. am Eingang preist: die grosse umfassende Liebe. Indem wir solchermassen an uns wirken und das Menschentum in seiner edlen Reinheit pflegen, tragen wir die Anteile zusammen, welche den Aufstieg der Menschheit zu den ragenden Höhen der wahren Kultur fördern. Dazu gebe der Ewige, der Herr unser Gott, seinen Segen, uns allen zum Leben und zum Frieden¹⁾!

Dr. J. WEIGL, München.

¹⁾ „Israel. Gebetordn.“ (Abendgebet) S. 287.
